

sierten, aus dem Angebot aus Neuem und Altem ihre Welt synkretistisch neu zu errichten. Das zeigte sich bereits 1886 in Berlin an dem eklektischen Modebewußtsein des Kameruner Prinzen Samson Dido, der mit seiner Kleidung aus europäischen und afrikanischen Elementen die eigenen Vorstellungen von Rang und Stil durchsetzte. (S. 149) Nicht immer blieb es bei solch friedlicher Demonstration; der Selbstbehauptungswille gegenüber den Unterdrückern manifestierte sich in nahezu allen Kolonien einschließlich des in diesem Band leider vernachlässigten Neu Guinea, in Aufständen und Kriegen.

Zeitlich erstrecken sich die Beiträge der 33. Autoren, unter denen sich kein Vertreter der ehemaligen Kolonialländer befindet, von der vorkolonialen Phase über die 'eigentliche' deutsche Kolonialzeit zwischen 1884 und 1914 bzw. 1919 bis in die Jahre der politischen Instrumentalisierung der Kolonialgeschichte zwischen den beiden Weltkriegen. Die Hrsg. wenden sich an ein weites Lesepublikum; es ist zu wünschen, daß der attraktiv mit vielen Fotos ausgestattete Band Eingang in die Schulen findet. Innerhalb der einzelnen Themenbereiche können die kurzen Beiträge unabhängig voneinander gelesen und erarbeitet werden; ihre Sprache ist klar und frei von Fachjargon. Bedauerlich ist nur, daß die Fußnoten nicht leserfreundlich am unteren Seitenrand erscheinen, sondern daß man das mühsame Umblättern auf sich nehmen muß, um sie am Ende des Bandes zu finden.

Heinz Schütte

1 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk*, Frankfurt a. M. 1982, Bd. I, S. 52.

- 2 P. Connerton, *How Societies Remember*, Cambridge 1989.
- 3 Ein Vergleich von Emil Noldes 'Welt und Heimat. Die Südseereise 1913–1918, geschrieben 1936', Köln 1965 und seinen wunderbaren Südseebildern, Skizzen und Zeichnungen wäre aufschlußreich gewesen.
- 4 G. L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, Oxford 1990, S. 72-73
- 5 Vgl. hierzu den Beitrag von U. van der Heyden über Die Berliner Missionsgesellschaft, S. 63-66.
- 6 Bundesarchiv, R 9208/66, Deutsche Gesandtschaft China.
- 7 Oder ist es die Bemerkung des 'Kaiserlichen Außerordentlichen und Bevollmächtigten Ministers, Herrn von Brandt' in Peking, dem der Konsul in Kanton zunächst Bericht erstattete?

Emmanuel Todd, Weltmacht USA. Ein Nachruf, Piper Verlag, München 2003, 266 S.

Die Irakpolitik der USA ziele darauf ab, die Welt in den Krieg zu stürzen, und noch vor einem Angriff auf den Irak könnte die Auflösung des amerikanischen Systems beginnen, unkt Emanuel Todd in seinem ein Jahr nach dem 11. September erschienenen Band. Der einstige Literaturkritiker bei *Le Monde*, der an das Nationale Institut für Demographische Studien überwechselte, läßt keine Zweifel aufkommen. Er notiert die „sichere Voraussage, daß es 2050 die Weltmacht Amerika nicht mehr geben wird“. Beeilt euch, Amerikaner, möchte man da rufen, denn in 47 Jahren ist alles vorbei. Dann jährt sich auch Todds 99. Geburtstag, fragt sich nur, ob er als großer Prophet gefeiert oder als Unkenrufer vergessen sein wird.

Heute jedenfalls macht er sich einen Namen. Sein Bestseller erscheint in elf

Sprachen. Ist dies nun Gütesiegel oder das Ergebnis einer Stimmung? Denn seine Aussagen sind oft sehr zwiespältig. Viele Unterstellungen fallen auf, noch mehr Gedanken sind unstimmig und schlecht recherchiert. Man überdenke nur die eingangs erwähnte Aussage, die US-Irakpolitik würde darauf abzielen, die Welt in den Krieg zu stürzen. Sie bedeutet doch mit anderen Worten: Im Weißen Haus sitzt ein Mann, der nur danach trachtet, einen Weltkrieg auszulösen. Umgekehrt: Außerhalb Amerikas – und natürlich in Paris – wachen die reinen Friedensengel, die alles schön in der Balance halten wollen. Reizt doch keine Diktatoren aus unbedeutenden Staaten, spielten sie die Probleme in den Vereinten Nationen herunter, denn dies könnte die (illusionäre) Harmonie der Welt stören. Wer dies wagt, wie der US-Präsident, der erhält schon jetzt einen Nachruf.

Hingegen lobt Todd all jene Berliner Opportunisten gegenüber dem Irak, die aus purem Machterhalt durch Wiederwahl Amerika in der Stunde der Not fallen ließen. Dies jubelt Todd hoch: Deutschland widersetze sich dem Krieg als Signal des europäischen Aufbruchs in die strategische Autonomie. Der Leser sieht an dieser pathetischen Überhebung Todds Strickmuster. Dank der Berliner Haltung habe Paris vor dem New Yorker Weltforum die US-Kriegspläne wirksam verzögern können. Man kann es auch anders herum sehen: Weil sich Europäer verrannt haben, gaben sie Saddam Husain grünes Licht. Dieser Krieg wurde daher unvermeidlich.

Was ist für Todd Irak? Ein ölproduzierendes Land, das von einem Diktator beherrscht wird, dessen „Bedrohungspotential nur von lokaler

Bedeutung“ ist. Und, so fährt er auf S. 170 fort, die Umstände der Aggression gegen Kuwait liegen im dunkeln, wobei nicht auszuschließen sei, daß die USA Saddam Husain zu seinem Abenteuer ermuntert hätten, da sie signalisierten, sie hätten gegen die Annexion Kuwaits nichts einzuwenden. Obwohl diese Frage zweitrangig sei (warum dann so eine unglaubliche Unterstellung?), könne als gesichert gelten, daß die Befreiung Kuwaits die USA auf eine weitere Option festgelegt habe: vornehmlich den Konflikt mit Mächten zu suchen, die über geradezu lächerliche Streitkräfte verfügen und mit dem Begriff Schurkenstaat befehgt werden können, was auf deren Boshaftigkeit und unbedeutende Größe anspiele, um mithin Amerikas Stärke zu demonstrieren. Abgesehen davon, daß Todd damit in den Chor der Liebhaber unsinniger Verschwörungstheorien einfällt, belegen solche Aussagen sehr deutlich das Niveau seines Buches.

Sicher ist vielen ein Deutschland lieber, daß nicht begeistert in einen Krieg zieht. Dazu gäbe es viel mehr als die billige Polemik und jenes Lob zu notieren, zu dem der irakische Diktator Beifall spendete. Daraus die „globale Orientierung der Europäer als Gegenpol der Amerikaner“ zu machen, wie es Todd liebt, dies ist nicht nur weit hergeholt, sondern sehr gefährlich. Denn Hauptlinien der Konfrontation erwachsen nicht zwischen Demokratien, sondern zwischen diesen und all jenen, die der Welt ihren totalitären Stempel aufdrücken wollen.

Gewiß war für Berlin eine Neupositionierung angezeigt. Das trifft gleichwohl für dessen Nah- und Mittelostpolitik zu, bei der nun das Leitparadigma von der sekundären zu einer

primären Politik wechselte, die sich direkt an den Interessen in den historischen Regionen Mitteleuropa und Naher Orient ausrichtet und nicht wie zuvor vorrangig an benachbarten Kolonial- oder konträren Weltmächten. Doch hätte dies in einer für Amerika freundlichen und nicht konfrontativen Art geschehen können, in der zudem osteuropäische und andere Länder wie die Türkei direkt und indirekt auf diesen Berliner Opportunismus verpflichtet werden sollten. Todd aber betont, die Amerikaner wären verblendet oder von Europhobie befallen.

Um dies zu untermauern, baut Todd viel Zeitungswissen ein. Dabei benutzt der Autor, der sich als Sprecher der Pariser Intellektuellen vorstellt (als ob die je einer Meinung sind), oft die Wörtchen „wir“. Wir würden nicht mehr, so beklagt er, wie die US-Wirtschaft läuft. Täglich verfolge man den Dollarkurs. Selbst Politiker wären besorgt, weshalb man Washingtons Finanzminister gefeuert habe. Aber die einfachen Gründe dafür zu erkunden, bemüht sich der Verfasser erst gar nicht. Sicherlich gibt es in Amerika viel zu verbessern, doch wo nicht?

Todd bezeugt Unverständnis und Verunsicherung im Alten Europa, das sich durch seine Einwanderung sehr verändert. Viele verkrafteten den Untergang des Kommunismus nicht, und fürchten, der Islam habe sich an die Stelle gerückt. Todd erachtete in seinem Buch *La chute finale* 1976 den Kollaps der UdSSR als möglich. Dies war keine Kunst, denn jeder, der den sowjetischen Machtbereich kannte, wußte um die unwürdigen Verhältnisse. Todd will seine Vorhersage auf die verbliebene Weltmacht erweitern. Indes verkennt er Amerika und versucht, das Defizit mit Statistiken zu

füllen, die so viel oder so wenig sagen wie alle Daten, je nach Interpretation. Paßt ihm diese nicht, fordert er gar, bestimmte Erhebungen abzuschaffen.

Vollends unhaltbar sind Todds Thesen, wonach Amerika die Welt ausbeute oder von ihr „Tribut“ abschöpfe. Er nennt es gar „Herrschafts tribut“, der nicht autoritär, sondern liberal und ganz freiwillig entrichtet werde. Dieser hänge in hohem Maße „vom guten Willen der dominanten Klassen an der beherrschten Peripherie ab, vor allem in Europa und Japan“. Seit wann zählen denn die entwickeltesten Länder zur beherrschten Peripherie und seit wann wird dieser sogenannte Tribut von den dortigen, nur allzu gutwilligen Unternehmern an die Wall Street entrichtet? Entweder bedeuten solche Zeilen eine Revolution im Denken, oder Todd nimmt es nicht so genau mit den etablierten Begriffen aus den verschiedenen Fächern.

Wohl sind ihm Theorien von Karl Marx über Tribut und Rente so fremd wie Einblicke in den amerikanischen Alltag. Aber es gab schon einmal Länder, die in Nordafrika gegen den Willen der Einheimischen Überseedepartements errichtet und dort nicht ökonomische, mit Gewalt durchgesetzte koloniale Steuern erhoben haben. Allein in solchem Kontext, nicht aber im marktwirtschaftlichen Austausch, gab der Begriff des Tributs bislang Sinn. Was müßte Todd erst über Araber schreiben, die seit Jahrzehnten Erdölrente kassieren und global umverteilen? Sie legen ihre Gelder sehr gern in Amerika an. Warum sieht er in ihnen nicht Nutznießer?

Nicht weniger oberflächlich sind andere Erklärungen, etwa: In Deutschland hätten die autoritären und inegalitären Werte der traditionellen Fami-

lie, die in jeder Generation nur einen Abkömmling zum Erben bestimme (sic!), zum Aufstieg des Nationalsozialismus beigetragen, der eine „autoritäre und inegalitäre Theorie“ wäre. Worin besteht darin die „Theorie“ und lief es in der braunen Diktatur nicht auf eine massenweise Gleichmacherei hinaus, wie inegalitär also war die „Theorie“ des Dritten Reichs? Viel mutet hier als ganz unüberlegt an.

Weder Amerikas Führung noch seine Strategen hätten den Zusammenbruch der UdSSR vorausgesehen, meint Todd. Dies ist ein Beispiel für eine jener vielen unseriösen Thesen, die er aufstellt, aber nie beweist. Denn dazu müßte er historisch arbeiten, etwa die Akten von Administrationen durchsehen. Hierbei würde er darauf stoßen, daß Ronald Reagan Mitte 1982 eine Direktive unterschrieb, die Wahrscheinlichkeiten eines Zusammenbruchs der Sowjetunion von innen her und die Risiken für Amerika analysieren ließ. Ein halbes Jahr später sah es dieser Präsident als eines seiner Hauptziele an, eine Offensive für einen evolutionären Wandel des sowjetischen Systems zu starten. Aber dies paßt nicht in Todds Verruf.

Die nächste Etappe der Auflösung des amerikanischen Systems wäre die

„Annäherung zwischen Europa und Rußland, um den Gegenpol zu bilden und Amerikaner aufzuhalten“. Abgesehen davon, das Rußland zu Europa zählt, und daß diese Integration wünschenswert ist, scheint hier Todds simples Denkmuster auf: Die Welt zu sehen, wie er sie sich wünscht (stets im Gleichgewicht, Harmonie und Bildung als Schlüssel zum ewigen Frieden), aber nicht, wie sie ist: starkes Ungleichgewicht, Konflikt und Ungleichmäßigkeit allerorts als Normalzustand. Sicher tauchen weitere Weltmächte wie China und Indien auf, doch behält Amerika eine globale, wenn auch zum Glück nicht mehr einsame Rolle in der Welt.

Unentwegt geißelt Todd Amerika, das die älteste demokratische Republik errichtet hat, die sich vor Europas Wirren im 20. Jh. bewahrt und diesen Kontinent mit gerettet hat. Man möchte ihm eine längere Reise nach Amerika wünschen, möglichst über das von ihm prophezeite Ende hinaus. Ob er alsdann die Verwirrung seines Buches erkennt, das den weltweiten Hauptkonflikt nicht zwischen Demokraten und totalitären Radikalen, sondern im demokratischen Lager sucht?

Wolfgang G. Schwanitz